

HERBSTLESE 2018

ZUR JURISTENMESSE

PETER MATIĆ

laß zu den Wurzeln nach Thomas Morus

07.11.2018

Refektorium des Franziskanerklosters, Wien

Mitwirkende: Peter Matic (Vortragender), Stephanie Merckens (Überleitung), musikalische Begleitung durch Alexandra Bachtiar (Cello) und Juliane Pehm (Violine)

THOMAS MORUS UND DAS BILD VOM POLITISCHEN BERATER IN DER UTOPIA

Die Juristenmesse hat die Heiligen Thomas Morus und Bischof Fisher zu ihren Patronen ernannt und sich rund um diese zwei herausragenden Persönlichkeiten entwickelt. Warum eigentlich? Während man von Bischof Fisher recht wenig weiß, wurde Morus Namensspender von Universitäten, Schulen, Auszeichnungen, Ritterorden und Initiativen.

Morus (so wie Fisher) lebte Ende des 15./ Anfang des 16. Jahrhunderts in England. Genauer gesagt von 1478 bis 1535. Morus studierte zuerst Theologie und fühlte sich lange Zeit dem Franziskanerorden zugezogen. Auf Wunsch des Vaters studierte er allerdings Jus und musste sich nach einigen Jahren im Kloster eingestehen, dass er zum ehelosen Leben doch nicht geeignet wäre.

Seine erste Frau starb nach vier Kindern, seine zweite war ihm eine gute Organisatorin, aber wohl weniger eine Sparring-Partnerin. Ein Part, der dann eher einer seiner Töchter zufiel, der oft zitierten Margret Roper.

Morus galt als Familienmensch, sehr gerecht, unbestechlich und auf das Wohl der Armen bedacht. Persönlich strebte er nie ein Amt an – aus Treue gegenüber seinem König folgte er aber dessen Ruf und wurde schließlich sogar Lordkanzler von Heinrich VIII. Dabei stand er der Rolle eines politischen Beraters immer schon skeptisch gegenüber. Wie wenig ihn die politischen Dünkeleien und Intrigen behagten, erkennt man schon in seinem bekanntesten Werk – der Utopia.

In der Utopia lässt Morus seine Hauptfigur Raphael ein Volk beschreiben, das eine Regierungsform und Gesellschaftsstruktur hat, die uns heute wie purer Kommunismus vorkommt. Mit der Betonung auf „pur“, ja „idealistisch“ und wie uns die Geschichte zeigt „illusionistisch“.

Das Werk erschien bereits 1516. Bedenkt man, welches Schicksal Morus selbst ereilen sollte, mutet der Dialog, den wir gleich hören werden, gespenstisch visionär an. Es geht dabei um einen Schlagabtausch zwischen dem Weltenreisenden Raphael, Thomas Morus selbst und einem Freund von Morus, Peter Ägyd aus Antwerpen, über die Verantwortung eines Philosophen gegenüber der Wahrheit und der Gesellschaft. Wir steigen ein, nach-

dem die Kunstfigur Raphael bereits ausführlich über diverse Länder und Sitten berichtet hat:

[Matic] „Raphael hatte mit großer Klugheit alle möglichen Missgriffe beleuchtet, die hier und dort begangen werden. Sicherlich sind es sehr viele auf beiden Seiten des Ozeans. Ebenso aber auch manches Verständige hervorgehoben, das man bei uns oder bei jenen Fremden findet. Man sah: Er verstand sich auf Sitten und Einrichtungen jedes einzelnen Volkes mit einer Sicherheit, als hätte er überall, wohin ihn seine Reise führte, sein ganzes Leben zugebracht. Schließlich brach Peter in Bewunderung aus. Wahrhaftig lieber Raphael, meinte er, ich begreife nicht, warum du dich nicht irgendeinem König zu Verfügung stellst. Soviel weiß ich sicher, es gibt keinen, dem du nicht hoch willkommen wärest mit solchem Wissen, solcher Welt- und Menschenkenntnis. Nicht bloß zum Vergnügen, sondern um durch politische Beispiele zu belehren, um durch deinen Rat zu helfen. So könntest du gleichzeitig für dich selber dein Glück machen und allen deinen Angehörigen die größten Vorteile verschaffen.“

[Raphael] Was meine Angehörigen betrifft, so mache ich mir darum wenige Gedanken. Denn ich glaube, ich habe meine Pflicht ihnen gegenüber so ziemlich erfüllt. Habe ich doch mein Vermögen, das andere nur im Alters- und Krankheitsfall abtreten, und auch dann nur widerstrebend, weil sie es nicht länger behalten können, unter Verwandten und Freunde in voller Frische verteilt und zwar schon in meiner Jugend. Ich denke, sie sollten durch diesen meinen guten Willen zufrieden gestellt sein und nicht obendrein von mir fordern und erwarten, dass ich mich ihretwegen in die Dienstbarkeit von Königen gebe.

Gut gesprochen, rief Peter. Indessen: Ich meinte nicht, du solltest in Diensten, sondern zu Diensten der Könige sein.

[Raphael] Das ist nur um eine Silbe anders als in Diensten, erwiderte jener.

Du magst die Sache nennen, wie du willst, sagte Peter. Jedenfalls meine ich, das ist der Weg, auf dem du ebenso anderen Menschen im privaten wie im öffentlichen Interesse nützlich

werden als auch deine eigene Lage verbessern kannst.

Verbessern, fragte Raphael. Durch ein Mittel, vor dem meiner Seele schaudert. Leb ich denn nicht jetzt genauso wie ich will. Ich vermute stark, das wird den wenigsten Purpurträgern zuteil. Es gibt ja genug Leute, die um die Freundschaft der Mächtigen buhlen, da sollte man nicht meinen, es wäre ein großer Verlust, wenn sie nun gerade mich und einen oder den anderen meinesgleichen entbehren müssen.

[Morus] Man sieht deutlich, so nahm ich jetzt das Wort, dass du lieber Raphael nicht nach Reichtum und Macht strebst. Und wahrhaftig, ich verehere und achte einen Menschen von solcher Gesinnung nicht weniger als irgendeinen der Mächtigsten. Indessen scheint mir, du würdest durchaus deiner selbst und deiner edlen Gesinnung, ja eines wahren Philosophen würdig handeln, wenn du dich entschließen könntest, wenn auch mit einiger Aufopferung persönlichen Wohlbefindens, deine Begabung und deinen Eifer dem öffentlichen Wohl zu widmen. Und niemals könntest du das mit solchem Erfolge tun, als wenn du als Berater irgendeines großen Königs, ihm – und das würdest du ja ohne Zweifel auch tun – mit richtigen und trefflichen Ratschlägen beistündest. Es gießt sich doch ein Sturzbach gleichsam allen Guten und Bösen von einem Fürsten auf alles Volk herab wie von einer nie versiegenden Quelle. Du besitzt in der Tat ein so absolut sicheres Wissen, dass du auch ohne besondere Übungen in den Geschäften einfach aufgrund deiner großen Lebenserfahrung und ohne jede theoretische Anweisung einen ganz ausgezeichneten Ratgeber jedes beliebigen Königs abgeben würdest.

Da täuscht du dich doppelt, lieber Morus, war die Antwort. Einmal in mir, und dann in der Sache. Ich besitze gar nicht die Fähigkeit, die du mir zuschreibst. Und hätte ich sie im höchsten Grade, so würde ich doch mit dem Opfer meiner Muße dem Staate gar nichts nützen. Denn Erstens beschäftigen sich die Fürsten meist selber mit militärischen Dingen, von denen ich nichts verstehe und nicht zu verstehen wünsche, als mit den heilsamen Künsten des Friedens. Ihr Sinn steht vielmehr danach, durch Recht oder Unrecht, sich neue Reiche zu erwerben als das Erworbenene gut zu verwalten. Sodann gibt es keinen Ratgeber an Königshöfen, der nicht entweder wirklich so weise ist, dass er den Rat eines anderen nicht braucht, oder doch sich so viel Weisheit einbildet, dass er ihn nicht gut heißen will. Dabei klatschen sie Beifall und schmeicheln sie wie schmarotzerisch den verrücktesten Meinungen derer, die sie in ihrem Buhlen um die größte Gunst des Monarchen durch ihre Zustimmung sich verpflichten wollen. Und gewiss, es ist ja nur natürlich, dass jedem seine eigenen Einfälle am besten gefallen. So entzückt den Raben die eigene Brut, und den Affen schmeichelt der Anblick seines Jungen. Bringt deshalb einer in diesem Kreise von Leuten, die auf fremde Meinung immer neidisch sind oder doch die eigene stets vorziehen, etwas vor, das er aus der Lektüre von den Geschehnissen anderer Zeiten oder aus der Anschauung fremder Länder kennt, so tun die Zuhörer so, als geriete der ganze Ruhm ihrer Weisheit ins Wanken, wenn sie nicht gleich etwas finden können, um das Fünkeln der anderen damit herabzusetzen. Fällt ihnen sonst nichts ein, flüchten sie zu Redensarten wie, so haben es

unsere Vorfahren gewollt, hätten wir nur so viel Weisheit. Nach solchem Spruche setzen sie sich nieder, als hätten sie wunder wie trefflich die Sache beredet. Gerade als ob es ein großes Unglück wäre, wenn sich einer darauf ertappen ließe, in irgendetwas klüger zu sein als seine Vorfahren. Aber es ist merkwürdig, was die Vorfahren wohl geordnet haben, das lassen wir in tiefster Seelenruhe auf sich beruhen, nur wenn etwas hätte klüger gemacht werden können, dann klammern wir uns gierig grade an diesen Punkt und verbeißen uns darauf, mit Gewalt ihn fest zu halten. Daher stammen dann auch diese hochmütigen, grellenhaften und verrückten Urteile, auf die ich sooft gestoßen bin, besonders aber auch eines Tages in England.“

Es entspinnt sich sodann einen lange Erzählung Raphaels über eine Unterredung mehrerer Berater rund um einen Kardinal, bei dem es um die Frage ging, mit welcher Strafe Diebe bestraft werden sollten. Während die übrigen Ratgeber drakonische Strafen bis hin zur Todesstrafe forderten, brachte Raphael seine Erfahrung aus Persien ein, wo Diebe mit Zwangsarbeit bestraft wurden, um das Gestohlene ersetzen zu können. Raphael wurde dafür nur belächelt. Weiters widmet sich das Gespräch sodann der Frage, wie die Macht des Regenten noch weiter ausgebaut werden könnte, nämlich sowohl im Hinblick auf den Umfang seines Reiches, als auch im Verhältnis zu seinen Untertanen. Während die übrigen Ratgeber des Kardinals abermals verschiedenste Formen einer verschärften Machtausübung gegenüber den Untertanen vorschlugen, schlägt Raphael eine andere Richtung ein:

[Matić] „Nun stelle dir wieder vor, jetzt stünde ich auf und behauptete, alle diese Vorschläge seien für den König nicht ehrenhaft, ja verhängnisvoll. Nicht bloß seine Ehre sondern auch seine Sicherheit beruhe vielmehr auf dem Vermögen seines Volkes als auf seinem eigenen. Ich würde darlegen, dass die Untertanen sich einen König wählen in ihrem eigenen, nicht in des Königs Interesse, nämlich um selber dank seiner eifrigen Bemühungen ein ungestörtes und vor Gewalttat geschütztes Leben zu führen. Und deshalb sei es Pflicht des Fürsten, mehr für seines Volkes Wohlergehen als für sein eigenes zu sorgen. Genauso wie es Pflicht des Hirten ist, lieber seinen Schafen als sich selber Nahrung zu schaffen, sofern er ein rechter Schäfer ist. Zeigt doch schon die Erfahrung, dass die Meinung, des Volkes Armut sei ein guter Schutz der monarchischen Ordnung, gänzlich in die Irre führt. Wo findet sich denn mehr Gezänk als unter den Bettlern, wer sinnt wohl eifriger auf Umsturz als der, dem seine gegenwärtigen Umstände so gar nicht gefallen können und wen drängt stürmischer die Hoffnung vorwärts, im allgemeinen drunter und drüber irgendwie im Trüben zu fischen als den, der nichts mehr zu verlieren hat. Sollte aber wirklich ein König so sehr in Verachtung stehen, oder seinen Untertanen so verhasst sein, dass er sie nicht anders in Ordnung halten kann, als in dem er mit Misshandlungen, Ausplünderungen und Vergewaltigung gegen sie wütet und sie an den Bettelstab bringt, wahrhaftig, dann sollte er doch lieber auf die Krone verzichten, als sie mit solchen Künsten behaupten.“

Die mögen ihn den Namen der Herrschaft retten, ihre Majestät verliert er ganz gewiss.

...Nimm also an, ich würde dies alles und mehr dergleichen Leuten aufzudrängen suchen, die mit Entschlossenheit auf das Gegenteil hinauswollen: welche tauben Ohren würde ich predigen?

[Morus] Stocktauben, rief ich. Unzweifelhaft. Aber das ist auch kein Wunder und um die Wahrheit zu sagen, ich halte es auch nicht für richtig, derartige Reden zu halten und solche Ratschläge zu geben, von denen du sicher bist, dass sie kein Gehör finden werden. Was für Nutzen könnte denn eine so unerhörte Predigt stiften oder wie sollte sie überhaupt Leuten eingehen, in deren Kopfe eine gänzlich andere Überzeugung vorherbestand und längst festsitzt. Unter lieben Freunden im vertraulichen Gespräch ist solche akademische Diskussion ja ganz schön, aber im Rate der Fürsten, wo schwerwiegende Fragen mit gewichtiger Autorität verhandelt werden ist für solche Dinge kein Platz.

[Raphael] Sagte ich's doch, rief er. An Fürstenhöfen ist kein Platz für die Philosophie.

[Morus] Gewiss, erwiderte ich, es ist wahr. Nicht für diese doktrinaire Art, die da meint, jeder beliebige Satz sei überall anwendbar. Aber es gibt noch eine andere, mehr weltläufige Art von Philosophie, die den Schauplatz ihres Auftretens kennt, sich ihm anzupassen und ihre Rolle in dem Stücke, das gerade agiert wird, gefällig und mit Anstand zu spielen weiß. An diese musst du dich halten.

Was für ein Stück nun gerade über die Bühne geht, das musst du mitspielen und nicht das ganze in Unordnung bringen, bloß deshalb, weil du dir etwas Hübscheres von einem anderen Autor in den Kopf gesetzt hast.

So ist es nun einmal im Staate und so im Rate der Fürsten. Kannst du verkehrte Meinungen nicht gleich mit der Wurzel ausreißen und vermagst du herkömmlich eingewurzelte Übel nach deiner innersten Überzeugung zu heilen, so darfst du deshalb doch nicht gleich den Staat im Stiche lassen und dem Sturm das Schiff nicht deshalb preis geben, weil du den Winden nicht Einhalt gebieten kannst. Du musst auch nicht den Menschen eine ungewohnte und maßlose Rede mit Gewalt aufdrängen, die ja doch, wie du weißt, bei Andersdenkenden kein Gewicht haben kann, sondern es lieber auf Umwegen versuchen und dich bemühen, nach besten Kräften alles recht geschickt zu behandeln und was du nicht zum Guten wenden kannst, wenigsten vor dem Schlimmsten zu bewahren. Denn es ist ausgeschlossen, dass alle Verhältnisse gut sind, solange nicht alle Menschen gut sind. Worauf wir wohl noch eine hübsche Reihe von Jahren werden warten müssen.

[Raphael] Auf diesem Wege, meinte er, käme nichts anderes zustande, als dass ich – während ich die Tollheit anderer Leute zu heilen versuchte – selber mit ihnen toll würde. Denn es ist nicht anders, will ich die Wahrheit reden so muss ich einmal so reden. Ob dagegen Unwahrhaftigkeit eines Philosophen würdig ist, weiß ich nicht. Meine Sache ist es jedenfalls nicht. Es ist schon möglich, dass meine Rede solchen Leuten unwillkommen und lästig sein würde, ich sehe aber doch nicht ein, weshalb sie ihnen so unerhört bis zur Unschicklichkeit dünken müsste.

....

Denn was jenen Umweg anlangt, von dem du sprichst, so sehe ich nicht ein, was er soll. Du meinst, man müsse so zu erreichen suchen, dass die Verhältnisse, wenn man sie einmal nicht von Grund auf reformieren kann, wenigsten vernünftig gehandhabt werden und sich soweit das geht, möglichst wenig Übel gestalten.

Nein, hier ist Vertuschen nicht am Platz. Hier heißt es nicht die Augen zudrücken. Die erbärmlichsten Ratschläge sollen offen gebilligt, die abscheulichsten Verfügungen unterschrieben werden. Wer es da fertig brächte, so böswillige Beschlüsse mit Hintergedanken doch gut zu heißen, wäre einem unehrlichen Gesellen, ja fast einem Hochverräter gleich zu achten.

Überdies findet sich gar keine Gelegenheit, etwas Nützliches auszurichten, wenn man erst einmal unter dieser Art von Amtsgenossen geraten ist, die ja eher selbst den besten Mann anstecken werden, als sich durch ihn bessern lassen. Der Umgang mit diesen verdorbenen Menschen wird dich verführen, oder, wenn du auch für deine Person reine Hände und ein gutes Gewissen behältst, wirst du doch fremder Bosheit und Dummheit zum Deckmantel dienen. Es fehlt also gar viel daran, dass du mit deiner Methode des Umwegs irgendetwas zum Besseren wenden könntest. Deshalb erklärt auch Plato mit einem wunderschönen Gleichnis, warum von Rechtswegen die Weisen sich fern halten sollen von Staatsgeschäften. Sie sehen da, wie die Leute in Scharen auf der Straße beständig von Regenschauern durchnässt werden, können sie aber nicht dazu bringen, dem Regen auszuweichen, und unter Dach und Fach zu gehen. So bleiben sie wenigstens selber im Hause, in der Erkenntnis, dass es doch nichts nützen würde hinaus zu gehen, außer dass sie selber mit angeregnet würden. Und sind also zufrieden damit, wenigsten selber im Trockenen zu sitzen, wenn sie schon fremde Dummheit nicht abhelfen können.“

THOMAS MORUS UND SEIN VERHÄLTNIS ZU BISCHOF FISHER

Die Auseinandersetzung zwischen seiner Romanfigur Raphael und ihm selber scheint symptomatisch für die Ambivalenz, die sich in Morus selbst abspielte. Ginge es nach ihm, bliebe er wohl lieber der reine Philosoph. Aufgrund seiner Treue zu seinem König nimmt er aber immer wieder die von diesem angetragenen Aufgaben an.

1518 macht Heinrich VIII. Morus zum Mitglied seines Rates. Deswegen legt dieser sein Amt als Unter-Sheriff für die Stadt London zurück, kümmert sich aber als „Master of requests“ weiter um die Anliegen der armen Leute.

Zu dieser Zeit zeigt sich Heinrich VIII. noch von seiner besten Seite. Er gilt als Fürst, der den Umgang mit gelehrten Menschen pflegte und sich gerne in der Philosophie unterrichten ließ. Aus dieser Zeit stammt auch ein Brief, den Morus an John Fisher geschrieben hat. John Fisher studierte in Cambridge, wurde Vizekanzler der Universität und mit Unterstützung der Mutter Heinrichs VII. erhielt er einen Lehrstuhl für Theologie in Oxford und Cambridge. 1504 wurde er Bischof von Rochester. Als solcher beteiligte er sich stark in den religiösen Auseinandersetzungen in Deutschland, indem er den Schriften Martin Luthers widersprach.

Aus einem Brief an John Fisher kurz nach seinem Amtsantritt erkennt man Morus Gespaltenheit gegenüber seiner Funktion und die noch vorhandene Verehrung für Heinrich VIII.:

[Matić] (Balthasar, Thomas Morus, S. 51/52)

„Nur mit großem Widerwillen, habe ich eine Stelle bei Hof angenommen – das weiß jedermann; der König hält mir diese Abneigung bisweilen scherzend vor. Ich fühle mich auch heute noch unsicher wie einer, der zum erstenmal auf einem Pferde sitzt. Des Königs höchste Gunst genieße ich zwar noch nicht; aber er ist allen gegenüber so leutselig und gütig; er hat eine Art, jeden glauben zu machen, gerade er sei ihm der Liebste. Diesen Menschen ergeht es gleich wie den Londoner Frauen, die so lange vor der Madonna vom Tower beten, bis jede glaubt, Unsere Liebe Frau lächle auf sie herab. Bis jetzt habe ich noch nicht das Glück gehabt; auch nicht so viel Phantasie, dass ich sie mir einfach einbilden kann. Der König ist übrigens sehr weise und gut. Durch seinen Fleiß nimmt seine Gelehrsamkeit auch täglich zu; je mehr ich bemerke, wie sehr er in allen diesen eines Königs würdigen Eigenschaften sich vervollkommenet, desto weniger lasse ich mich durch das Leben am Hof verdrießen.“

Es ist dies der angeblich einzige Brief zwischen den beiden Männern, die das gleiche Schicksal ereilen sollte. Die Sache, die beiden schlussendlich das Leben kosten sollte, zeichnete sich schon relativ früh im Wirken von Morus für Heinrich VIII. ab und zwar auf gänzlich verdrehte Weise. Um dem Papst zu gefallen hatte sich Heinrich VIII. in einer Streitschrift gegen Martin Luther über die sieben Sakramente dazu verleiten lassen, die Autorität des Papstes in hohen – für Thomas Morus zu hohen – Tönen zu unterstreichen. Morus warnte den König:

[Matić] Schmidthüs, S. 1:

„Der Papst ist ein Fürst wie Ihr und hat Bündnisse mit allen andern Fürsten. Es mag vielleicht später einmal geschehen, dass Euer

Gnaden und er verschiedener Meinung über einen Bündnispunkt werden und dass ein Bruch mit ihm und ein Krieg zwischen Euch und ihm entsteht. Deshalb rate ich es für besser, diese Stelle zu ändern und etwas vorsichtiger von seiner Autorität zu handeln.“

Heinrich VIII. folgte diesem Rat nicht. Diese Streitschrift brachte ihm sogar zunächst den Titel eines „Defensor fidei“ ein. Dennoch sollte Morus mit seiner Kritik Recht behalten. Denn Morus fürchtete sicher nicht die Stärkung des Papstes in Glaubensfragen, er erkannte schon zu diesem frühen Zeitpunkt, dass der Papst auch weltliche Macht hatte, die im Widerstreit zu Heinrich geraten konnte. Wie Karlheinz Schmidthüs in seiner Einleitung über die letzten Briefe des Heiligen schreibt, erkannte Morus wohl schon sehr früh, dass es gefährlich ist, die falsche Politik mit theologischen Argumenten zu stützen, da es eines Tages dann dazu kommen kann, dass die theologischen Argumente genau mit dieser Politik zusammenbrechen.

Und so sollte es auch kommen: Heinrich VIII. war so erbittert über die Weigerung des Papstes, seine Ehe mit Katharina zu annullieren, dass er kurzerhand den englischen Klerus in der Suprematsakte dazu verpflichtete, ihn als Oberhaupt der englischen Kirche anzuerkennen. Thomas Morus war zu diesem Zeitpunkt Lordkanzler. Es ist John Fisher, dem damaligen Bischof von Rochester, zu verdanken, dass dieser Anerkennung vorerst noch die Klausel angefügt wurde, „soweit das Gesetz Christi es erlaubt“.

Dieser letzte Widerstand sollte aber nicht lange Erfolg haben. Ein Jahr darauf schon ergab sich die Bischofskonferenz und verzichtete auf das Recht, ohne königliche Zustimmung kanonische Gesetze zu erlassen. Außerdem stimmte sie der Einsetzung einer Kommission zu, die das bisher in England gültige Kirchenrecht revidieren sollte. Am nächsten Tag trat Thomas Morus als Lordkanzler zurück.

Heinrich VIII. gibt sich mit diesem Rücktritt von Thomas Morus nicht zufrieden. Ein Gesetz wurde erlassen, das die königliche Nachfolge auf Heinrichs und Annes Nachkommen beschränken sollte. Diesem hätte Morus noch zustimmen können. Dieses Nachfolgesetz enthielt aber eine Präambel, die die Ehe zwischen Heinrich und Katharina für ungültig erklärte. Der Eid, den Morus leisten sollte, war so formuliert, dass er eine Verwerfung der Autorität des Papstes enthielt. Diesen Eid aber konnte Morus nicht leisten. Ebenso wenig wie John Fisher.

Während John Fisher in seiner Aufgabe als Bischof öffentlich als Verteidiger Katharinas und der kirchlichen Rechte aufgetreten ist, zog sich Morus schweigend zurück. Morus suchte das Märtyrertum nicht. Er machte mehrfach deutlich, dass es dem Menschen nicht gebühre, sich zum Martyrium zu drängen. Nicht aus eigenem Willen dürfe der Mensch den Märtyrertod suchen, ihn aber annehmen, wenn es Gott gefalle. Daher führte Morus die Gründe nicht öffentlich an, die ihn zur Verweigerung des Eides bewegten. Auch klagte er niemand anderen an, der den Eid leistete. Denn wie dem Jurist wohl allzu deutlich war, konnte der Tatbestand des Hochverrats nur durch eine positive Handlung erfüllt werden. Schweigen aber könne nicht genügen. Und so schwieg Morus.

THOMAS MORUS UND SEINE VERPFLICHTUNG GEGENÜBER SEINEM GEWISSEN

Aber auch Schweigen ist eine starke Waffe – zudem eine sehr provozierende. Und so begnügte sich Heinrich VIII. nicht damit und es wurde bald jemand gefunden, der unter Meineid erklärte, Morus hätte ihm gegenüber mit deutlichen Worten die Suprematie des Königs – also seine Anerkennung als Oberhaupt der englischen Kirche – geleugnet. Dies war das Todesurteil des Heiligen.

Zahlreiche Freunde und vor allem seine Tochter Margret, die das Recht hatte ihn im Tower zu besuchen, versuchten Morus auf verschiedene Weise zu überreden, den Eid zu leisten oder zumindest darzulegen, warum er ihn nicht leistete. Morus aber blieb standhaft. Wie schwer ihm das fiel – und wie sehr er sich selbst dazu im Gebet gegen allerlei Versuchungen stählen musste – zeigen folgende Ausschnitte aus einem Brief von Morus Tochter Margret, in dem sie über ein Gespräch mit ihrem Vater berichtet:

[Matić] Schmidthüs, S. 30-32; S. 51-60, S.68-69

[Margret] „Ich bitte Gott, lieber Vater, dass [unser alle Gebete] von Gott die Gnade erlehen mögen, dass du in dieser großen Sache, deretwegen du soviel Leid hast ..., rechtzeitig den Weg einschlägst, der dem König genügt und gefällt, so es vereinbar ist mit der Pflicht gegen Gott. Denn du hast den König gegen dich immer so über die Maßen gnädig erfunden, dass es nach jeden weisen Mannes Meinung ein Makel auf deinem Ansehen wäre, wenn du weiter hartnäckig ablehntest, das zu tun, was sein Gefallen ist, sofern du es tun kannst, ohne Gott zu missfallen Und auch wäre es, wie ich einige habe sagen hören, gefährlich für dein Seelenheil. Aber wegen dieses Punktes, Vater, will ich mich nicht erkühnen, mit dir zu streiten, da ich auf Gott und dein rechtschaffenes Gemüt vertraue, dass du darauf sicherlich achthast.

Und ich kenne deine Gelehrsamkeit, so dass ich weiß, dass du dazu wohl imstande bist. Aber da ist etwas, was ich und deine Freunde kommen sehen, und was du vielleicht zu deinem großen Schaden nicht richtig erkennst, wenn man es dir nicht darstellt; denn du hoffst vielleicht, dass die Gefahr, die du läufst, geringer sein wird ..., als sie, wie ich sehr fürchte, wahrscheinlich sein wird. Denn ich versichere dir, Vater ich habe den Brief von meiner Schwester Alington bekommen, aus dem ich wohl ersehen kann, dass du sicher alle Freunde verlieren wirst, die etwas für dich tun können, wenn du deinen Sinn nicht änderst. Wenn du auch ihren guten Willen nicht verlierst, so wirst du doch keinen Nutzen davon haben, weil sie nichts für dich werden tun können.

[Morus] Darauf nun lächelte unser Vater mir zu und sagte: Wie, Frau Eva, ..., hat meine Tochter Alington die Schlange bei dir gespielt und dich mit einem Briefe aufgehetzt, dass du kommst, deinen Vater wieder zu versuchen und ihn aus Liebe zu bearbeiten, dass er gegen sein Gewissen schwört, und ihn so dem Teufel zuzuschicken?

Und danach schaute er wieder traurig drein und sagte ernst zu mir: Tochter Magret, wir zwei haben über diese Sache mehr

als zwei- oder dreimal gesprochen. Und dieselbe Geschichte, die du mir nun erzählst, und dieselbe Befürchtung hast du mir schon zweimal erzählt, und ich habe dir ebenfalls schon zweimal gesagt: wenn es mir möglich wäre, in dieser Sache etwas zu tun, was dem König genügt und Gott nicht missfiele, so könnte niemand, der den Eid schon geschworen hat, es lieber getan haben, als ich es tun würde: als einer nämlich, der sich des Königs Hoheit durch die ausnehmende Güte, die er mir auf vielerlei Weise erwiesen und erzeugt hat, tiefer verbunden rechnet als irgendjemand anders.

Aber da ich zu meinem Gewissen stehen muss, kann ich es auf keine Weise tun, und zwar habe ich mir mein Gewissen nicht flüchtig gebildet, sondern habe viele Jahre lang studiert und bedachtsam nachgedacht; trotzdem aber habe ich niemals etwas gehört oder gesehen und glaube auch, dass ich niemals etwas hören oder sehen werde, das mich bewegen könnte, anders zu denken als ich denke.

Und ich habe .., bevor ich hier her gekommen bin, auch die allerschlimmsten und äußersten Folgen, die möglicherweise für mich entstehen können, nicht unbedacht und unerwogen gelassen. Und obwohl ich meine eigene Gebrechlichkeit wohl kenne und die natürliche Schwachheit meines Herzens ebenso – hätte ich nicht auf Gott vertraut, dass er mir die Stärke geben würde, lieber alles zu ertragen, als ihn dadurch zu beleidigen, dass ich gottlos wider mein Gewissen schwüre, so kannst du sicher sein, dass ich nicht hierher gekommen wäre.

....

Aber, Margret, warum ich den Eid verweigere, das werde ich dir nicht darlegen, weder dir noch sonst jemanden, es sei denn, es gefiele des Königs Hoheit, es mir zu befehlen. ... Aber, Tochter, ich habe den Eid verweigert und verweigere ihn aus mehr als einem Grunde. Und aus was für Gründen ich ihn auch immer verweigere, dessen bin ich sicher, dass es wohlbekannt ist, dass von denen, die geschworen haben, [viele] das Gegenteil von dem gesagt und behauptet haben, und zwar auf ihre Ehre und ihre Gelehrsamkeit und nicht in Hast und plötzlich, sondern nachdem sie oft und mit Fleiß sich bemüht hatten, die Wahrheit zu suchen und heraus zu finden.

[Margret] Das mag sein, Vater, sagte ich, und doch haben sie seitdem vielleicht bessere Einsicht gehabt. Das will ich – sagte er – nicht bestreiten, Tochter Margret, und ich möchte auch nicht falsch urteilen über anderer Leute Gewissen, das in ihrem Herzen und weit aus meinem Blick liegt. ... Aber alles, was ich vorher gesehen habe, scheint mir noch heute so wie früher. Und wenn sie deshalb auch anders handeln, als sie damals getan hätten, - ich, Tochter, kann es nicht.

[Morus] Wenn vielleicht manche Leute sagen, ich hätte guten Grund, ihre Sinnesänderung nicht als Vorbild für eine Änderung meines Gewissens anzusehen – weil die Gunst oder die Ungnade des Fürsten, die Furcht vor dem Verlust ihrer weltlichen Habe und die Rücksicht auf die Ungelegenheiten, die ihre Verwandten und Freunde haben würden, manche von ihnen wahrscheinlich

veranlasst hätten, anders zu schwören, als sie denken, oder ihr Gewissen auszuweiten, so dass sie jetzt anders denken als früher -, so will ich doch keine solche Meinung von ihnen fassen. Ich habe besseres Zutrauen zu ihrer Rechtschaffenheit, als dass ich so von ihnen dächte.

Denn wenn solche Dinge sie beeinflusst hätten, so würden sie es auch bei mir getan haben; denn wahrhaftig, ich kenne wenige, die so zagen Herzens sind wie ich. ... Und doch Margret, habe ich noch nicht alles dargelegt, was ich zur sicheren Entlastung meines Gewissens vorzubringen habe.

....

Was mich angeht, so will ich dir zu deinem Troste, Tochter, sagen, dass mein Gewissen in dieser Sache ... so beschaffen ist, dass es sich mit meinem Heile wohl verträgt, dessen bin ich, Meg, so sicher, wie dessen, dass Gott im Himmel ist. Und was deshalb alles übrige angeht, Güter, Land und Leib ..., so vertraue ich, da mein Gewissen ruhig ist, auf Gott. Er möge mich lieber stärken, den Verlust zu ertragen, als dass ich gegen mein Gewissen schwöre und meine Seele in Gefahr bringe, da ja alle Gründe, die ich andere Leute zum Handeln bewegen sehe, mir nicht so gewichtig erscheinen, dass sie mein Gewissen ändern könnten.

Als er mich darauf nun sehr traurig dasitzen sah – und ich versichere Dir, Schwester, mein Herz war sehr schwer wegen der Gefahr seines Lebens, denn für seine Seele fürchte ich wahrhaftig nicht -, lächelte er mir zu und sagte: Nun, Tochter Margret? Was jetzt, Mutter Eva? Woran denkst du jetzt? Sitze nicht da und sinne, mit irgendeiner Schlange in der Brust, auf neue Überredungskünste, Vater Adam den Apfel noch einmal anzubieten.

[Margret] Wahrhaftig, Vater rief ich, ich kann nicht weiter, sondern bin an meiner Weisheit Ende angelangt. Denn da das Beispiel so vieler weiser Männer dich in dieser Sache nicht bewegen kann, so weiß ich nicht, was ich noch sagen soll, es sei denn, dass ich dich mit dem Grunde zu überreden versuchte, den Master Harry Patenson [ein Hofnarr und Freund der Familie Morus] gab. Denn er traf eines Tages einen von unsern Leuten, und als er fragte, wo du wärest, und hörte, du seist noch im Tower, da wurde er sehr ärgerlich auf dich und sagte: Was? Was fehlt ihm denn, dass er nicht schwören will? Warum zögert er denn zu schwören? Ich habe den Eid doch auch geschworen. Und so kann ich, nachdem du so viele Weise nicht als Beispiel angenommen hast, nichts weiter tun als sagen wie Master Harry: Warum verweigerst du den Eid, Vater? Ich habe ihn doch auch geschworen.

[Morus] Da lachte er und sagte: Auch das war wie Eva gesprochen, denn sie bot Adam keine schlechtere Frucht, als sie selber gegessen hatte.

[Margret] Und doch, Vater, sagte ich, wirklich und wahrhaftig, ich habe große Angst, dass diese Sache dich in die größte Ungelegenheiten bringt.

....

[Morus] Margret, sagte mein Vater, Ich habe ... manche schlaflose Nacht, während mein Weib schlief und glaubte, ich schliefe auch, ausgerechnet, welche Gefahren für mich möglich wären, und ich bin sicher, dass keine viel größeren kommen

können. Und als ich darüber nachsann, Tochter, da war mir das Herz sehr schwer. Und doch danke ich unserem Herrn dafür, dass ich niemals daran gedacht habe, mich zu ändern und sollte auch das Äußerste von dem geschehen, was meine Furcht mir vorstellte.

[Margret] Nein, Vater, sagte ich, es ist nicht dasselbe, über etwas nachzudenken, was VIELLEICHT kommt, und etwas zu sehen, was SICHER kommt, wie du es noch tun wirst ..., wenn es sich so fügen sollte. Und dann wirst du vielleicht denken, wie du jetzt noch nicht denkst, und vielleicht ist es dann zu spät.

[Morus] Zu spät, Tochter Margret? rief mein Vater. Ich bitte unsern Herrn, es möge in der Tat zu spät sein, wenn ich mich jemals so ändern sollte. Denn ich weiß wohl, dass diese Änderung nicht gut für meine Seele sein kann, die Änderung, sage ich, die aus der Furcht kommt.

....

Deshalb will ich mich mit guter Hoffnung Ihm gänzlich anbefehlen. Und wenn Er mich um meiner Sünden willen zugrunde gehen lässt, dann werde ich immer noch zum Lobe seiner Gerechtigkeit dienen. Aber wahrlich, Meg, ich vertraue darauf, dass Sein zärtliches Mitleid meine arme Seele sicher erhalten und mich Seine Barmherzigkeit preisen lassen wird. Und deshalb, meine gute Tochter, betrübe dich nimmer über alles, was mir je auf dieser Welt zustößt. Ich bin sicher, dass es das Beste ist, was immer es sei und wie schlimm es auch aussehe.

....

Und ich danke dem Herrn, Meg, dass ich seitdem ich hier herkam, jeden Tag den Tod weniger fürchte.

....

Trotz allem aber kenn ich meine eigene Schwäche und weiß, dass Sankt Peter, der sich viel weniger fürchtete als ich, kurz darauf doch in Furcht verfiel und auf das Wort eines einfachen Mädchens unseren Heiland verriet und schwor. Und deshalb, Meg, bin ich nicht so töricht, dass ich mich verbürgen würde, stehen zu bleiben. Aber ich werde beten – und ich bitte dich, meine gute Tochter, mit mir zu beten -, Gott der mir diesen Sinn gegeben hat, möge mir die Gnade geben, ihn zu behalten.“

Gott gewährte Thomas Morus diese Gnade – und so starb er am 6. Juli 1535 den Tod durch Enthauptung.

Morus gilt sowohl in der anglikanischen als auch in der katholischen Kirche als Märtyrer. Die Heiligsprechung erfolgte 1935, zu einer Zeit, als die Konflikte zwischen NS-Regime und katholischer Kirche durch Nichtachtung der Konkordatsvereinbarungen und Menschenrechtsverletzungen durch die Nationalsozialisten immer offenkundiger wurden. Seine Heiligsprechung wurde daher von einigen auch als ein Zeichen zum religiösen Widerstand gegen totalitäre Herrschaftsansprüche interpretiert, für den Thomas Morus das Martyrium erlitten hatte.

Der große Jurist wurde von Papst Johannes Paul zum Patron der Regierenden und Politiker erhoben. Gemeinsam mit John Fisher ist sein Gedenktag am 22. Juni. Der Grund, warum die tatsächliche Juristenmesse jährlich um diesen Tag in der Schafbergkirche gefeiert wird. Einer Kirche, die die Dornbacher eigens zu Ehren von Thomas Morus und John Fisher erbaut haben.